









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 212.

Elbing, den 10. September.

1892.

## Schwer gebüßt.

Eine Erzählung von Philipp Moreno.

10)

Nachdruck verboten.

„Wilst Du mir nun auch sagen, wer Du bist?“ fragte er sanft.

„Ich bin die Schwester der Gräfin Hahn,“ bekannte sie weiter. „Mein Name ist Bertha und nicht Gabriele . . .“

Sie gewahrte die Veränderung, die auf des Barons Antlitz vorgegangen war.

„D, Du mußt, Du mußt mir vergeben!“ schrie sie in wildem Schmerz. „Du mußt mir vergeben, oder ich sterbe hier zu Deinen Füßen! Wehe mir, ich sehe kein Mitleid mehr auf Deinen Zügen, keine Liebe mehr in Deinen Blicken! Dein Herz ist hart und kalt geworden . . . so muß ich denn sterben!“

Mit diesen Worten sank sie nieder auf den Boden.

Gertrud vermochte diesen jammervollen Anblick nicht zu ertragen. Sie eilte herzu.

„Gabriele,“ sagte sie, „fasse Dich! Herr Baron, haben Sie Mitleid mit der Verarmten! Sie liebt Sie doch so sehr, und sie ist so unglücklich! Seien Sie gütig und barmherzig gegen sie!“

„Zunächst muß ich alles wissen,“ entgegnete Blonel kalt.

„Ich kann nicht mehr,“ stöhnte die Unglückliche. „Liebe Gertrud, rufe meine Mutter; sie kann jede Auskunft geben.“

„Deine Mutter, Gabriele?“ sagte Gertrud erstaunt. „Deine Mutter ist doch nicht hier.“

„D, Du konntest es nicht wissen — Frau Heider ist meine Mutter.“

„Die Frau Heider ist Ihre Mutter!“ rief der Baron erstaunt. „Jammer mehr Lug und Trug! O Gabriele, wie konntest Du Dich so tief erniedrigen!“

Die einzige Antwort der Unglücklichen war ein dumpfes Stöhnen.

Gertrud eilte hinaus, um die Wärterin zu holen. Die Frau brauchte nur einen Blick auf das Gesicht des jungen Mädchens zu werfen, um zu wissen, was sich ereignet hatte. Auf den Flügeln der Mutterliebe langte sie wie ein Sturmwind unten im Zimmer an.

„Mein Kind, mein einziges Kind!“ rief sie,

neben der auf dem Teppich Liegenden nieder-knieend. „Was ist geschehen?“

„Mutter,“ sagte Gabriele matt, „erzähle ihm, wie alles gekommen ist. Verschweige nichts mehr.“

Die Frau blickte hastig und wild zu dem Baron empor.

„Sie wissen's also?“ fragte sie heiser.

„Wir wissen, daß diese Dame nicht die Gräfin Hahn ist,“ sagte dieser, „und wir wissen ferner, daß Sie die Frau Dellich sind.“

„So ist alles entdeckt, alles vergeblich gewesen — alles verloren!“ sagte die Frau dumpf. „Meine arme Bertha! Und ich, ich habe mein unglückliches Kind dazu getrieben! Ohne mich wäre sie noch heute schuldlos und rein!“

Sie stand auf, richtete ihre Tochter empor und führte dieselbe, unter Gertruds Beistand, auf einen Sitz. Dann wendete sie sich zu dem Baron.

„Was meine Tochter von Ihnen ferner zu erwarten hat, ersehe ich aus Ihren Blicken,“ sagte sie. „Trotzdem bitte ich Sie, mir noch ein kurzes Gehör zu schenken.“

Der Baron nickte.

„Gestatten Sie, daß ich zunächst einige Worte von mir selber spreche,“ fuhr sie fort. „Ich bin eine Wittwe; mein Mann war ein armer Lehrer; er starb früh und ließ mich mit meinen beiden Töchtern, Gabriele und Bertha, ohne einen Pfennig Vermögen zurück. Ich ernährte mich und meine kleinen Kinder durch Musikunterricht. Ich führte ein Leben bitterster Armuth, doppelt bitterer Armuth, weil ich nach außen hin um meines Erwerbess willen eine gewisse Stellung aufrecht erhalten mußte. Sie, Herr Baron, der Sie niemals den Mangel gekannt, niemals die Qualen des Hungers erlitten haben, Sie können die Veruchungen derer nicht beurtheilen, die mit jedem Tage den harten Kampf um das tägliche Brod von neuem zu beginnen haben. Meine Kinder waren gutartig und schön, auch an Verstand fehlte es ihnen nicht und so kämpfte ich die langen Jahre hindurch weiter, um sie durch die Schule zu bringen und sie alle für den Lehrerinnenberuf nöthigen Kenntnisse erwerben zu lassen. Hundertmal habe ich mir die Nahrung versagt, damit die Kinder zu essen hatten. Manche lange Nacht habe ich vor Hunger wach gelegen, sie aber haben weder Hunger noch Kälte kennen gelernt.“

Als Gabriele siebzehn Jahre alt geworden war, fand sich durch die Vermittelung eines wohlwollenden Freundes eine vortheilhafte Stellung für sie drüben in Amerika, in der Familie des General Esmond. Obgleich so fern von der Heimath, fühlte sie sich dort sehr wohl, auch verdiente sie so viel, daß sie mir oft etwas Geld zu schicken vermochte. Dennoch hatte ich nach wie vor schwer zu kämpfen; als Lehrerin mußte ich stets gut gekleidet gehen, die Miethe für das Instrument und für die Wohnung mußte beschafft werden und meine Tochter Bertha bedurfte auch noch immer meiner Hilfe.

Sie können sich daher meine Freude und mein Glück denken, als ich die Nachricht erhielt, daß Gabriele die Gemahlin des einzigen Sohnes des steinreichen Grafen Hahn-Warnitz werden sollte. Die Heirath mußte ja anfänglich noch geheim gehalten werden, dennoch aber knüpften sich für uns alle die besten Ausichten daran.

Sie hielt in ihrer Erzählung inne, um sich die bitteren Thränen aus den Augen zu trocken. Auf dem Gesichte des Barons zeigten sich Spuren von Theilnahme.

#### XVI.

„Sie können unmöglich ein volles Verständniß dafür haben, was diese Heirath für mich bedeutete,“ fuhr Frau Drlsch fort. „Ich sollte dadurch von dem erstickenden Druck der Noth befreit werden, die mir bereits alle Lust am Leben geraubt hatte; ich sollte nicht mehr in jedem Wetter die Straßen durchjagen, um Stunden zu geben, die mir nur immer einige kümmerliche Groschen einbrachten; ich sollte wieder aufathmen dürfen nach all den langen Jahren der Armuth und der Entbehrungen, denn ich wußte, daß meine Tochter mir nun beistehen werde. Und sie that's auch, meine herzige Gabriele. Ich glaube, daß sie das erste Geld, welches sie von ihrem Gatten erhielt, mir übersandt hat. Ja, ich bin überzeugt davon. Sie schrieb mir, daß sie später mehr für mich thun könnte, daß ich von der Arbeit ausruhen sollte, wenn sie mit ihrem Gatten in dessen Heimath zurückgekehrt sein würde. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie diese Ausichten mich trösteten und beglückten! Sie, der Sie nie die Noth kennen gelernt haben, würden mich auch kaum verstehen. — Gabriele hatte mich gebeten, von ihrer Verheirathung nirgends ein Wort verlauten zu lassen, damit der Zorn des alten Grafen nicht unnöthig erregt werde, und ich habe das Geheimniß unverbrüchlich gewahrt, selbst Bertha, meiner armen Bertha gegenüber.“

Sie beugte sich über die wie gebrochen im Sessel Lehrende und küßte sie auf die bleiche Stirn.

„Als der kleine Hans geboren war, erhielt ich einen lieben, lieben Brief von Gabriele; sie schrieb, daß es ein stolzer Augenblick für sie sein würde, wenn sie den Knaben in meine Arme legen können. Sie hatte mich lieb

— ich bin meinen Kindern auch immer eine gute Mutter gewesen.“

Meine Tochter Bertha befand sich zu jener Zeit in Ungarn, wo sie eine gute Stellung gefunden hatte. Auch sie schickte mir ab und zu eine kleine Beihilfe, und so begann mein Leben sich ein wenig ruhiger zu gestalten, als ein Brief von Gabriele mir den plötzlichen Tod ihres Gatten, des Grafen Paul, meldete. Er war in einem Gefechte drüben gefallen. Zugleich theilte sie mir mit, daß sie mit ihrem Sohne herüberkommen und sich, dem letzten Willen ihres Gatten folgend, nach Warnitz zu dem alten Grafen begeben werde. Vorher aber wollte sie einige Tage bei mir zubringen.

Es vergingen noch lange Wochen, da trat sie endlich mit ihrem Kinde bei mir ein; sie war ganz allein über die See gekommen. Am demselben Tage langte auch Bertha an, die, um die Schwester zu begrüßen, die weite Reise aus Ungarn unternommen hatte.

Gabriele war angegriffen und elend, als sie bei mir ankam; ihr Aussehen erschreckte mich, aber ich hoffte, daß sie sich unter meiner Pflege bald wieder erholen würde. Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen. Sie war schon als Kind nie besonders stark gewesen; der Wechsel des Klimas, der Verlust des Gatten und die rauhe Seereise hatten ihre Gesundheit untergraben; eine heftige Lungenentzündung ergriff sie und machte ihrem jungen Leben nach wenigen Tagen ein Ende. Dem Arzte, der sie behandelte und der auch ihren Todtschein ausstellte, war ihr Name bis zuletzt unbekannt geblieben. Ihre Verheirathung mit dem Grafen Paul sollte erst nach ihrem Besuche auf Warnitz bekannt gemacht werden. Er wußte daher nicht, als daß sie meine Tochter sei. Weder er noch ich sahen so das schnelle Ende des armen Kindes voraus; sie starb während der Nacht, als außer mir und Bertha und dem kleinen Hans Niemand im Hause war. Ihr Tod traf mich wie ein Blitzschlag; einerseits hatte ich mein geliebtes Kind, anderseits auch alle Hoffnungen auf eine Besserung meiner Lage verloren. Wohl mußte das Kind, der kleine Hans, einst das Erbe seines Vaters oder doch einen Theil desselben antreten, für mich aber sorgte nun Niemand mehr. Noth und Hunger, im Alter noch zehnfach bitterer, starrten mir aufs neue entgegen, und ich war all' des Glends doch schon so müde! Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Das traurige Geschick, welches mir bevorstand, war vielleicht noch abzuwenden. Ich hatte vor kurzem erst meine Wohnung gewechselt, zu einer Zelt, wo beide Töchter in der Fremde gewesen waren. Keiner der Nachbarn wußte, welche derselben die Gräfin Hahn und welche Bertha Drlsch war. Warum sollte die lebende Tochter nicht die Stelle der verstorbenen einnehmen?

Niemand würde die Verwechslung merken, Niemand dadurch Schaden erleiden. Eine verwitwete Gräfin Hahn kam aus Amerika; eine

verwitwete Gräfin Hahn war auf dem Wege nach Warnitz. Warum sollte sie dort nicht eintreffen?

Ich überlegte den Plan sorgfältig und erwog alle Möglichkeiten. Seine Ausführung erschien mir so ungeschicklich, und ich war meines elenden, mühevollen und ruhelosen Lebens so herzlich satt. Die einzige Gefahr lag darin, daß ein früherer Bekannter meiner Tochter aus Amerika sich einstellen und alles verrathen könnte; das aber wäre ein Zufall gewesen, der kaum in Betracht kommen konnte. Sie hatte nur wenig Bekannte gehabt, und daß diese einmal gerade nach Warnitz kommen sollten, das war ganz und gar nicht zu erwarten, und geschah es dennoch, dann konnte man denselben aus dem Wege gehen. Ich überlegte alles hin und her und dann zog ich Bertha ins Vertrauen.

Sie hatte kaum meine Absicht errathen, als sie sich auf das heftigste und entschiedenste weigerte, damit etwas zu thun zu haben. Sie sagte, daß es eine ehrlose Handlung, ein abscheulicher Betrug sei und daß sie niemals ihre Hand dazu bieten würde. Ich ließ jedoch nicht ab, sie zu überreden; ich sagte ihr, daß sie bei ihrer Schönheit und als verwitwete Gräfin Hahn noch die glänzendste Heirath machen könne, und endlich hatte ich ihre Abneigung und ihre Bedenken überwunden.

Nun führte ich meine leberde Tochter an das Lager der Verstorbenen. Ich zog den Trauring von Gabrielens Finger und steckte ihn an Berthas Hand.

„Die hier liegt, ist Bertha Delich“, sagte ich dabei, „und Du bist von nun an die Gräfin Gabriele von Hahn.“

Dann holte ich das Kind herbei und legte es ihr in die Arme und sagte ihr, daß sie nunmehr des Knaben Mutter sei.

Der Plan wurde so ausgeführt, wie ich ihn zurechtgelegt hatte. Niemand hatte eine Ahnung von der Täuschung. Bertha nahm Besitz von Gabrielens Nachlaß, von ihren Kleidern und Schmuckstücken, von ihren Papieren und von dem Kästchen, in welchem sich, neben anderen Schriftstücken, auch der Brief Pauls an seinen Vater befand. Der Todenschein wurde auf den Namen Bertha Delich ausgestellt und auch das Grabkreuz der Verstorbenen trägt diesen Namen.

Somit war anscheinend Alles in Ordnung, jetzt aber wurde Bertha von Angst, Unruhe und Zweifeln befallen und sie erklärte mir wiederholt, daß sie nicht den Muth habe, die Täuschung durchzuführen. Ich begann meine Ueberredungen aufs Neue, und endlich willigte sie ein, allein nur unter der Bedingung, daß ich sie nicht verlasse und als Wärterin des Kindes mit ihr ginge. Das habe ich gethan... und nun? O, mein armes Kind, mein armes, armes Kind!

Laut aufweinend warf sich die Frau ihrer Tochter zu Füßen; diese aber zog sie stumm

an sich und bettete den grauen Kopf derselben an ihrer Brust.

„Beruhige Dich, meine gute Mutter,“ sagte sie. „Weine doch nicht so sehr. Alles wird noch gut werden, denn Nello vergiebt uns.“

Der Baron aber stand regungslos und mit schmerzstarrtem Blick.

„Dürfen wir auf Ihre Verzeihung hoffen, Herr Baron?“ fragte die weinende Frau.

„Was bitten Sie mich um Verzeihung?“ entgegnete er finster. „Sie haben das Fräulein Vossberg durch Ihren Betrug geschädigt, nicht mich.“

„Gertrud,“ flehte Bertha Delich, „kannst Du mir vergeben?“

Gertrud faßte die Hand der Unglücklichen und drückte sie warm.

„Ich vergebe Dir von Herzen,“ sagte sie liebevoll, „von ganzem Herzen!“

„Danke Dir, Du Gute!“ flüsterte Bertha. „Dank Dir! Du bist immer so reichlich zu mir gewesen, trotzdem ich Dir so viel genommen hatte!“

Gertrud wendete ihr Gesicht ab; wußte doch nur sie allein, wieviel jene ihr genommen.

„Fräulein Vossberg hat mir vergeben,“ sagte Bertha mit zitternder Stimme, „willst auch Du mir nun verzeihen, Lionel?“

„Haben Sie Erbarmen, Herr Baron!“ rief Frau Delich händeringend.

„Ich verzeihe Ihnen nicht nur, Frau Delich,“ entgegnete der Baron, „sondern ich werde auch Fürsorge treffen, daß Sie fortan keine Noth mehr leiden.“

Siekehrte sich schnell herum und küßte seine Hand.

„Dank, Herr Baron,“ stammelte sie, „Dank!“

„Lionel!“ rief Bertha verzweiflungsvoll, „hast Du denn kein Wort für mich?“

„Lassen Sie mich nun mit Ihrer Tochter allein,“ fuhr er, noch immer zu Frau Delich gewendet, fort. „Ich habe mit ihr zu reden.“

Die Frau stand auf und verließ gehorsam das Zimmer.

Er stand einen Augenblick wie in innerlichem Kampfe, dann näherte er sich dem Sessel, in welchem Bertha Delich saß.

Sie schaute zu ihm auf.

„Bringst Du mir keine Verzeihung, dann bringst Du mir den Tod,“ sagte sie. „Ich kann ohne Dich nicht mehr leben.“

„Es handelt sich hier nicht um Verzeihung,“ entgegnete er kalt. „So schön Du auch bist, und so sehr mein Herz Dich auch liebt — wir müssen uns trennen.“

(Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

— „Ergebenst oder gehorjamst.“  
Den Lesern wird noch jener von uns s. 3. gebrachte interessante Conflict in Erinnerung sein, welcher wegen der im amtlichen Schritt-

verkehr anzuwendenden Höflichkeitsform zwischen dem Magistrat und dem Stadtbaumeister in Gleiwitz ausgebrochen war, in dessen langwierigen disciplinaren Verlauf schließlich der Stadtbaumeister als Sieger hervorging. Interessanter noch als dieser ist gegenwärtig ein Conflict, welcher dieselbe Spitzmarke trägt und seine Schatten auf die obersten Verwaltungsbehörden des Kreises Grünberg wirft. Die Genesis dieses amüsanten Streites datirt zurück bis auf den jüngsten Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers. Um die Ehre des Kaiserstoastes bei dem officiellen Festessen stritten der Bürgermeister Dr. Westphal und der Landrathsamts-Verwalter von Lamprecht, bis vor Kurzem beim königlichen Polizeipräsidium in Berlin beschäftigt. Ein gütlicher Ausgleich in dem Rangstreit zwischen den beiden obersten Verwaltungsbeamten des Kreises, daß jeder von ihnen abwechselnd den Toast ausbringen sollte, wäre vielleicht noch zu Stande gekommen, wenn sich der Bürgermeister nicht einen lapsus calami hätte zu Schulden kommen lassen. Herr Dr. Westphal war nämlich vor seiner im vorigen Jahre erfolgten Berufung nach Grünberg städtisches Oberhaupt in Zeulenroda, im Fürstenthum Reuß, wo ihm der Titel „Oberbürgermeister“ verliehen worden war. Obgleich nun Herr Dr. Westphal in Grünberg aufgehört hat, fürstlich reußischer Oberbürgermeister zu sein, so unterzeichnete er dennoch die an die Bürgerschaft Grünbergs gerichtete öffentliche Einladung mit „Dr. Westphal, Oberbürgermeister.“ Das Schriftstück gelangte zum Zwecke der Mitunterschrift an den Landrathsamts-Verwalter, und dieser entfernte das „Ober“ in der Titulatur, weil Grünberg nur einen schlichten Bürgermeister hat, und gab das so veränderte Manuscript ohne vorherige Rücksprache mit Dr. Westphal in den Druck. Die erste Folge dieser Differenzen war die, daß der Bürgermeister im Kreise mehrerer Bürger und Beamten speiste und den Kaiserstoast ausbrachte und daß der Landrathsamts-Verwalter mit dem landwirthschaftlichen Verein Kaisers Geburtstag feierte und dort den Trinkspruch auf den Landesherrn sprach. Die zweite Wirkung dieses Conflicts besteht darin, daß Herr von Lamprecht die Grünberger Polizeiverwaltung angewiesen hat, im amtlichen Schriftverkehr mit ihm die Höflichkeitsform „gehorsamst“ statt des bisherigen „ergebenst“ anzuwenden. Da Herr Dr. Westphal natürlich keine Lust verspürt, von der bisherigen usancemäßigen Form abzuweichen, so ist man in den weitesten Kreisen auf das Ende dieses tragikomischen Conflictes gespannt, in dem

aller Wahrscheinlichkeit nach das zuständige Ministerium das letzte Wort sprechen wird.

— **Zigeuner als Officier-Aspiranten.** In der Militär-Akademie zu Belgrad werden demnächst, wie einem in Berlin lebenden Serben von einem Landsmann mitgetheilt wurde, einige Zöglinge, die dem Zigeunerstamme angehören, sich der Officiersprüfung unterziehen. Die jungen, meist in Serbien ansässigen Zigeuner sollen sich äußerlich in nichts von ihren Kameraden unterscheiden und recht schneidige Soldaten und Borgehete zu werden versprechen. Einer unter ihnen, der sich nicht nur als vorzüglicher Fechter, Schwimmer, Reiter, Schütze und Turner, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung vor den meisten Zöglingen hervorthun soll, ist der Nefte des sogenannten „Zigeunerkönigs“, der sich unter allen serbischen Zigeunern eines hohen Ansehens erfreut und von der Regierung 600 Dinar (etwa 640 Mark) jährlichen Sold dafür bezieht, daß er streng darüber wacht, daß seine Stammesbrüder sich keiner Gesetzesübertretung schuldig machen. Der erwähnte Nefte dieses sehr geachteten Mannes wird von den anderen Militär-Akademikern der „Zigeunerprinz“ genannt und soll eher den Eindruck eines ungarischen Magnatenprüflings als den eines Zigeunerjohnes machen. Uebrigens dienen schon seit längerer Zeit Zigeuner nicht nur im serbischen, sondern auch im rumänischen und österreichischem Heere, wenn auch noch nicht auf Avancement.

## Heiteres.

\* [Schlau.] Ein Gendarm begegnet einem Vagabunden und zieht einen Steckbrief hervor. Vagabund: „Herr Gendarm, suchen Sie den Georg Müller?“ Gendarm (lesend): „Nothe Haare.“ Vagabund: „Nothe Haare? wie ich? Ist er auch auf einem Auge blind wie ich?“ Gendarm: „Sowohl.“ Vagabund: „Und hat er eine Narbe auf der linken Hand wie ich? Dann sitzt der Kerl im Dorfwirthshaus unten.“ Gendarm: „So, da muß ich eilen. Danke schön!“

\* [Zum Examen] wird ein junger Mediciner gefragt, was er thun würde, wenn er bei der Sezirung einer vermeintlichen Leiche in dieser noch Leben entdeckte. Der Kandidat antwortete: „Ich würde den Scheintodten beim Wiedererwachen um Entschuldigung bitten.“

Verantwortlicher Redacteur: George Spizer  
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaatz  
in Elbing.